

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Von einem gar böartigen Teufel. Standrede

urn:nbn:de:bsz:31-62042

versteinerte Herz. Ja, das war ein Christus ähnlicher Mensch, der eben gesprochen.

Unwillkürlich fiel sein Kopf herab, stromweise schossen ihm die Thränen aus den Augen, und ein Beben flog durch seinen Körper. Dann aber lehnte er sich plötzlich schluchzend an seines Bruders Brust und flüsterte: „It bün nich wert, dat du so to mi jprifst, Peter. — It bün slecht — ich hev di un din Frau alltoveel aftobed'n.“



Dann aber lehnte er sich plötzlich schluchzend an seines Bruders Brust.

Aber Peter ließ ihn in seiner hochherzigen Weichheit nicht einmal ausreden. Er küßte ihn zärtlich und sagte: „Du sollst es nur gleich wissen, Jost, meine Frau ist mit allem einverstanden. Sie billigt, was ich heute nacht thue. Nur eine Bedingung macht sie: Du sollst dem Vermittler, du sollst unserm Schulkameraden Emil, von diesem Gelde einen Anteil zahlen. Er hat's verdient. Willst du?“

Jost nickte nur; er konnte nicht reden. So gerührt, so glücklich, so erleichtert war er, daß er unwillkürlich ein Gebet zum Himmel sandte, aber auch nochmals und abermals seinem Bruder in seinem überstömenden Gefühl die Hand drückte.

Und dann schlich allmählich der Morgen auf leisen Sohlen heran, und leise entwich Peter und eilte auf Umwegen seiner Wohnung zu.

Denksprüche.

Das, was dein Aug' an andern sah,
Wird andern nicht an dir entgehn;
Wir stehn uns selber viel zu nah,
Um unsre Fehler selbst zu sehn.

Freundesrat — früh und spat!
Freundesthat — seltna Saat!
Über der Freundschaft Opfer bringen,
Schreib zu den Wundern und heil'gen Dingen.
Viktor Bläthgen.

Von einem gar bössartigen Teufel.

Standrede des Hinkenden.



In einem Winterabend saßen wieder einmal die Getreuen des Hinkenden, der Bürgermeister, Peter der „Medizinalrat“, Kilian der Hufschmied und noch einige ehrbare Bürger, am runden Tisch im „Löwen“ und politisierten. Den Anlaß zu ihrer Unterhaltung hatte ein Artikel in Blättle gegeben „über die Zunahme der Verbrechen.“

„Ganz richtig gesagt wird's da in unserm Blättle: nichts anderes ist daran schuld, als daß die Leute keine Religion mehr haben. Laßt nur erst die Kapuziner wieder ins Land kommen, dann wird alles besser werden.“ In diesem Augenblick hielt ein Wägele vor dem Wirtshaus und alle riefen erfreut: „Der Hinkende!“ — und er war es auch, und etliche Minuten darauf saß er ebenfalls am runden Tisch, und der Löwenwirt stellte schmunzelnd einen Schoppen Marktgräßler vor ihn hin. Der Hinkende aber schob kopfschüttelnd das Glas beiseite.

„Was fällt Euch ein, Hinkender,“ brummte der Löwenwirt gekränkt, „ist Euch mein Marktgräßler nicht mehr gut genug?“

„Euer Marktgräßler ist so gut, wie er nur sein kann,“ meinte der Hinkende, „aber ich bin bei der Fahrt durch und durch kalt geworden, und,“ wendete er sich an die Löwenwirtin, die mit ihrem Strickstrumpf hinter dem Ofen saß, „eine Tasse Kaffee ist das Beste in diesem Falle.“

„Der Wein wärmt aber doch ebenfogut,“ brummte der Löwenwirt, „das wissen doch wir Bauern am besten!“

„Darüber möchte ich gerade mit Euch heute ein Wörtlein reden,“ meinte der Hinkende, „wenn's Euch recht ist; aber ich möchte die Unterhaltung nicht stören. Darf ich vielleicht fragen, wovon eben die Rede war?“ wendete er sich an den Bürgermeister.

„Wir haben eben über einen Artikel in Blättle gesprochen, über die Zunahme der Verbrechen, und da heißt es sehr richtig, daß daran nichts anderes schuld ist, als weil die Leute keine Religion mehr haben und daß da nur die Kapuziner noch helfen können.“

„So, meint Ihr?“ erwiderte da der Hinkende, „die Kapuziner? Ja, das waren einmal gewaltige Redner, das muß man ihnen lassen und das Standredenhalten war ihre Spezialität; man sah ordentlich die Teufel lebhaftig vor einem tanzen, wenn sie beschrieben, wie es in der Hölle ausschaut und wie es da zugeht. Wenn's den Herren aber recht ist, so will ich Euch heut abend auch einmal eine Kapuzinerpredigt halten, und zwar über einen alten

Text, der ja leider immer neu bleibt: Ueber den Schnapsteufel.“ Dabei legte der Hinkende eine kleine Schrift auf den Tisch, betitelt: „Die Alkoholfrage. Ein Vortrag von Dr. med. G. Bunge, ordentlichem Professor der physiologischen Chemie an der Universität Basel,“ und setzte hinzu: „Das ist mein Text und nun fange ich an. — Wir wollen es machen wie der Professor Bunge selber und ohne Umschweife den Schnapsteufel gleich beim Ohre packen — oder auch am Schwanz, wenn's so bequemer ist. Was ist es nun,“ wendete er sich an Peter, den Medizinalrat, „was im Wein, Bier und Schnaps wirksam ist? Was erwärmt, wie der Löwenwirt meinte und, wie jeder weiß, berauscht, wenn man viel davon getrunken hat?“

„Das ist der Alkenhol,“ meinte der Peter mit wichtiger Miene, „oder auch Weingeist genannt.“

„Ganz recht, der Alkohol,“ bestätigte der Hinkende. „Er ist es, der unsern Körper erwärmt, denn er verbrennt in diesem ebenfogut wie in der Löwenwirtin ihrer Spirituslampe, wenn sie darauf dem Kleinen nachts die Milch wärmt. Aber ein kleiner Unterschied ist doch dabei: der menschliche Körper ist ein böser Ofen; wenn er mit Alkohol geheizt wird, so giebt er mehr Wärme ab, als der Alkohol erzeugt hat; das heißt: er setzt noch von seiner eigenen zu. Wie eine schlechte Haushälterin giebt er nicht nur das Geld aus, mit dem er die Wirtschaft bestreiten soll, sondern er greift auch noch der Hausfrau in die Tasche. In gelehrter Weise drückt dies der Doktor Bunge so aus: Wenn der Alkohol die Wärmequellen vermehrt, so vermehrt er auf der andern Seite auch die Wärmeabgabe. Diese letztere überwiegt: Das Gesamtergebnis ist eine Temperaturverminderung, welche einfach mit Hilfe des Thermometers durch zahllose Versuche nachgewiesen ist. Die vermehrte Wärmeabgabe kommt folgendermaßen zustande. Der Alkohol bewirkt eine Erweiterung der Blutgefäße in der Haut; infolgedessen strömt mehr warmes Blut durch die kühle Oberfläche; es wird mehr Wärme nach außen abgegeben. Die Erweiterung der Blutgefäße ist folgendermaßen zu erklären: In den Wandungen der Blutgefäße befinden sich kleine Ringmuskeln, die beständig in der Zusammenziehung begriffen sind. Der Anstoß dazu geht von gewissen Nervenfasern aus, die zu den Ringmuskeln verlaufen und die alle einen gemeinsamen Mittelpunkt im Gehirn haben. Der Alkohol lähmt diesen Mittelpunkt; der Nervenreiz hört auf; die Ringmuskeln erschlaffen; die Blutgefäße erweitern sich; die Haut wird blutreicher und giebt dieses durch die rote Färbung zu erkennen. Die Rötung der Wangen nach Weingenuß, welche immer als erregende Wirkung des Alkohols gedeutet wird, ist also eine Erscheinung der Lähmung. Man sagt, der Alkohol wärme bei kaltem Wetter. Dieses Wärmegefühl aber ist eine Selbsttäuschung; man fühlt das warme Blut in vermehrter Menge zur Haut strömen. Thatsächlich aber ist er nicht erwärmt, sondern abgekühlt.“ — Der Hinkende machte eine Pause, damit seine Zu-

hörer das vorerst verdauen könnten, was sie vernommen; dann fuhr er fort:

„So, nun wissen wir also, was es mit der sogenannten Erwärmung durch den Alkohol auf sich hat. Diese Art Heizung taugt also nichts, sie ist ebenso unvernünftig, als es wäre, wenn die Löwenwirtin hier den Kachelofen mit den fleingehackten Stühlen und Tischen heizen und dann die Fenster aufreißen wollte, denn ein mindestens ebenso kostspieliges Heizmaterial ist der Alkohol. Ich will es noch an einem Beispiel beweisen: ein richtiger Ofen wird bekanntlich um so wärmer, je mehr Holz oder Kohlen man hineinsteckt. Wäre nun der Alkohol ein rechtichaffenes Heizmaterial, so müßte einer um so wärmer werden, je mehr er davon trinkt. Was lehrt aber die Erfahrung? Niemand erfriert im Freien leichter als ein Betrunkener, und jedermann weiß, daß man einen Starkbetrunkenen zu seiner Rettung oft nur noch in einen warmen Misthaufen steckt (appetitlich ist's ja nicht), um ihn vor dem innern Erfrieren zu retten, und wenn ein Esel hingeht und steckt den Betrunkenen „zu seiner Erfrischung“ in den Bach, so kann er ihn dadurch umbringen. Daß der Betrunkene seine eigene Kälte nicht spürt, hat einen ganz andern Grund: er ist gelähmt und für die Kälte unempfindlich geworden; er spürt die Kälte ebensowenig mehr wie ein Toter und hat schließlich auch nicht viel mehr Wärme in sich als ein solcher.“

Hier machte der Hinkende wieder eine kleine Pause, damit nur alles gut einginge in die etwas harten Köpfe seiner Zuhörer, und dann fuhr er fort:

„Nun, Kilian, Ihr sollt jetzt einmal den Verteidiger und Rechtsanwalt des Angeklagten Schnapsteufel spielen. Was könnt Ihr noch zugunsten des Angeklagten anführen?“

„Daß er Kraft git; der Wi git Kraft, bigott,“ sagte der Kilian und schlug mit der Faust auf den Tisch, und der Löwenwirt nickte bestätigend mit dem Kopf.

„Und ich sage Euch, auch das ist eine Täuschung,“ erwiderte der Hinkende und schlug ebenfalls mit der Faust auf den Tisch, „das hat man an den Soldaten ausprobiert und gefunden, daß sie in Kriegs- und Friedenszeiten, in allen Himmelsstrichen, bei Hitze, Regen und Kälte alle Strapazen der anstrengtesten Märsche am besten ertragen, wenn sie weder Bier, noch Wein, noch Schnaps zu sich nehmen, und ebenso ist es mit den Seeleuten. Die meisten Walfischfahrer z. B. haben keinen Tropfen alkoholischer Getränke an Bord. Um's kurz zu sagen: Der Alkohol stärkt niemanden, er betäubt nur das Müdigkeitsgefühl. Das Müdigkeitsgefühl aber ist das Sicherheitsventil an unserer Maschine. Wer das Müdigkeitsgefühl betäubt, um weiter zu arbeiten, gleicht dem, der gewaltsam das Ventil verschließt, um die Maschine überheizen zu können.“

Bei diesen Worten hatte der Hinkende seine Tasse Kaffee ausgetrunken und schob die Tasse von sich.

„Euer Kaffee ist gut, Löwenwirtin,“ sagte er,

„wie wär's, wenn Ihr künftig jed'm Handwerksburschen, der friert oder müde ist, statt des Glases Schnaps eine Tasse Kaffee hinstellen würdet? Es brauchte ja just nicht vom besten zu sein.“

„Ja, das fehlte mir gerade noch,“ brummte die Löwenwirtin, „da könnte ich den ganzen Tag in der Küche stehen und Kaffee kochen!“

„Das ist gar nicht nötig,“ meinte der Hinkende, „da, in der Nöhre Eueres Kachelofens hat Euer größter Kaffeehafen Platz, und warm bleibt er auch.“

„Dann kann ich ja auch dem Löwen auf dem Schild



„Da kann ich ja auch dem Löwen auf dem Schild eine Kaffeetasse malen lassen.“

lasse ich einfach auf die Straße laufen, nicht wahr, Hinkender?“

„Das ist wiederum gar nicht nötig, Löwenwirt,“ meinte beschwichtigend der Hinkende, „alles zur rechten Zeit und am rechten Ort. Ein Gläschen Wein zum Mittagessen wird dem, der dies gewöhnt ist und sich's gönnen kann, nicht viel anhaben, und ein Glas Bier auch nicht, aber, daß man sich damit stärken könne, das ist, wie ich Euch gesagt habe, eine Täuschung. Wer Maß zu halten weiß, wer bei einem kleinen Quantum bleiben kann, den sollte man in Frieden bei seinem Schoppen lassen, wer aber nicht ganz sattelfest ist, der thut am besten, wenn er das Trinken ganz und gar aufgibt und sich vor dem Alkohol hütet wie vor einem Gift, denn er ist nun leider Gottes einmal ein solches. Wer's nicht fertig bringt, zur ganz gewohnten Stunde nach Hause zu gehen, wer sich noch von einer „lustigen“ Gesellschaft hinreißt und hocken bleibt, der sollte sich schon vor dem ersten Glase hüten, denn er ist auf dem besten Wege, sich zu ruinieren. Notabene, das ist so meine Meinung; der bejahte Professor Bunge

will auch davon nichts wissen, so wenig traut er eben dem Schnapsteufel. Wir wollen den gelehrten Herrn selbst wieder einmal über die Wirkungen des Alkohols reden lassen: Der Mensch wird offenerzig und mittelstam, er wird sorglos und lebensmühtig — er sieht eben nicht mehr klar die Gefahren. Vor allem aber äußert sich die lähmende Wirkung des Alkohols darin, daß er jedes Gefühl des Mißbehagens und des Schmerzes betäubt und zwar zunächst die bittersten Schmerzen, die seelischen: den Kummer, die Sorgen. Daher die heitere Stimmung, die sich der trinkenden Gesellschaft bemächtigt. Niemals aber wird ein Mensch durch geistige Getränke geistreich. Dieses so verbreitete Vorurteil beruht auf einer Selbsttäuschung; es ist gleichfalls nur ein Anzeichen der beginnenden Hirnlähmung: in dem Maße, als die Selbstkritik sinkt, steigt die Selbstgefälligkeit. Zu den quälenden Gefühlen, die der Alkohol betäubt, gehört auch das Gefühl der Langeweile. Die Langeweile aber ist, wie das Müdigkeitsgefühl, eine Vorrichtung zur Selbstregulierung in unserm Organismus. Wie uns das Müdigkeitsgefühl zur Ruhe zwingt, so zwingt uns das quälende Gefühl der Langeweile zur Arbeit und Anstrengung, ohne welche unsere Muskeln und Nerven erschlaffen würden und ein gesunder Zustand nicht möglich wäre. Wird die Langeweile nicht durch Anstrengungen irgend welcher Art beseitigt, so schwillt sie stetig an und gestaltet sich schließlich zu einer wahrhaft dämonischen Macht. Es ist interessant zu beobachten, zu wie verzweifelten Mitteln träge und hohle Menschen ihre Zuflucht nehmen, um ohne eigene Anstrengung dem Dämon der Langeweile zu entkommen. Rauflos treibt er sie durch ununterbrochene Geselligkeit von einem Orte zum andern, von einer Zerstreuung zur andern. Aber alle diese Fluchtversuche wären vergeblich: die Menschen würden sich schließlich doch gezwungen sehen, in irgend einer Weise ihr Hirn und ihre Muskeln anzustrengen, um das Gefühl der Ruhe und Befriedigung wieder zu gewinnen und die eigene Leere auszufüllen, wenn sie nicht — den Alkohol hätten. Der Alkohol befreit sie sanft und leicht von dem Dämon. Dem Trinker und der trinkenden Gesellschaft kommt die eigene Dede und Leere niemals zum Bewußtsein. Sie brauchen keine Interessen, keine Ideale; sie haben ja die Wonne, das Behagen der Betäubung. Nichts ist für die Entwicklung eines Menschen verhängnisvoller, nichts untergräbt und zerstört in dem Grade das Beste, was er hat, nichts ertötet mit so unfehlbarer Sicherheit jeden Rest an Thakraft, wie die fortgesetzte Betäubung der Langeweile durch den Alkohol.“

„Dem Schnapsteufel macht der aber gründlich den Garaus,“ meinte der Barbier Peter. „Mich werdet Ihr aber noch nie mit einem Schnapsglas getroffen haben,“ fügte er mit einem rechten Pharisäergesicht hinzu. „Zum Wein langt es mir bei diesen schlechten Zeiten höchstens einmal am Sonntag. Aber mein Glas Bier werdet Ihr mir doch hoffentlich in

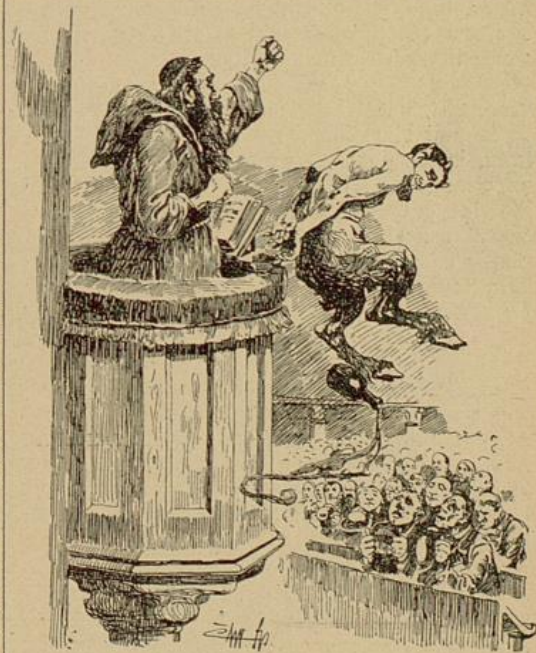
Ruhe lassen, denn Ihr wißt wohl so gut wie ich, daß das Bier sogar als Nahrungsmittel betrachtet werden muß, und als solches in manchen Ländern eine große Rolle spielt, z. B. in Bayern.“ „Ein fauberes Nahrungsmittel, das Bier,“ erwiderte der Hinkende. „Damit kommt Ihr dem Doktor Bunge gerade recht! Was es an Nährstoffen enthält, daran ist schon in der gewöhnlichen Nahrung der meisten Menschen kein Mangel, meint er, sondern bereits ein Ueberfluß. Es liege also gar kein Grund vor, diese Bestandteile, die Kohlehydrate, der Nahrung noch hinzuzufügen. Nun, Kilian, thut jetzt doch auch einmal wieder den Mund auf! Was habt Ihr noch zugunsten des Angeklagten vorzubringen?“

Der Kilian kratzte sich vorlegen hinter den Ohren und stierte in sein leer gewordenes Bierglas.

„Also gar nichts mehr, wie's scheint,“ meinte der Hinkende, „dann hat also der Staatsanwalt wieder das Wort! Mit der Erwärmung und Stärkung durch den Alkohol ist's also nichts, wie wir gesehen haben, und ich nehme es nur auf meine Kappe, wenn ich denen rate, bei ihrem Schoppen zu bleiben, die dabei auch ihr eigener Herr bleiben können. Damit ist aber auch alles gesagt, was sich zugunsten des Alkohols sagen läßt. Daß er nicht viel hilft, haben wir gesehen. Er ist aber noch dazu ein Wucherer der schlimmsten Art. Und wie er zu Werke geht, das schildert ein anderer Gelehrter, der Professor Gaul in Zürich, folgendermaßen. Er vergleicht ihn mit seinem Vetter, dem Morphinum, und schreibt in seinem Werkchen: „Wie wirkt der Alkohol auf den Menschen?“ (Leipzig, Verlag von Chr. G. Tienken): Fast jedermann kennt heutzutage das Schicksal der Morphinumsüchtigen. Im Anfang ist die Betäubung herrlich. Die Schmerzen schwinden, die Sorgen erscheinen in einem völlig veränderten Licht, die geschwundene Urteilskraft täuscht dem Betäubten ein ungemessenes Kraftgefühl vor. Alle Schwierigkeiten glaubt er spielend überwinden zu können. Alles beugt sich vor ihm, kleine unbedeutende Erregungen seiner Sinne spiegeln sich ihm zu großen Genüssen vor. Allmählich schwindet die Betäubung, die Urteilskraft kehrt zurück. Er erkennt die Wirklichkeit wieder, die Schmerzen sind noch da, die Sorgen sind noch da, alles das, was ihm draußen drohend gegenüberstand, hat sich nicht verändert. Verändert hat er sich nur selbst, denn er ist schwächer und feiger geworden. Mit dieser Erkenntnis der Wirklichkeit aber erwacht auch die Sehnsucht nach der Wiederholung der Täuschung, in der er sich grenzenlos stark glaubte. So addiert sich Verlust auf Verlust in der Kraft seines Nervensystems und nach 2—3 Jahren ist der Morphinumsüchtige eine elende Ruine. Der Alkohol giebt länger Kredit, oft 20 bis 30 Jahre; aber er ist ebenso unerbittlich, denn der Prozeß ist im Grunde ganz derselbe.“

„Das ist aber noch nicht alles. Was der Schnaps- teufel sonst noch für Unheil anrichtet, darüber könnte man noch stundenlang reden. Hören wir noch, was

der Professor Bunge darüber sagt: Es ist bekannt, daß durch den Mißbrauch alkoholischer Getränke ein ganzes Heer von Krankheiten entsteht, daß kein Organ unseres Körpers vor seiner zerstörenden Wirkung bewahrt bleibt. In England sagen die Aerzte, daß die Hälfte aller Erkrankungen durch den Alkohol verursacht werde. Fast alle sind darin einig, daß viele dieser Krankheiten — insbesondere die vielfachen durch den Alkohol erworbenen Nervenleiden, von der leichtesten Nervosität bis zum ausgesprochenen Wahnsinn — in hohem Grade erblich sind. Wurde doch beispielsweise festgestellt, daß unter 300 blödsinnigen Kindern, deren Eltern in Bezug auf ihren Gesundheitszustand und ihre Lebensweise genau untersucht wurden, 145 von Eltern abstammten, die Gewohnheitsrinker waren! — Ebenso bekannt ist der Zusammenhang zwischen Trunksucht und Verbrechen. Die Kriminalrichter, Polizeibeamten und Gefängnisdirektoren in fast allen civilisierten Staaten sind darin einig, daß 70 bis 80 Prozent aller Verbrechen die Folge des Alkoholmißbrauches sind. Nach einer an 32837 Gefangenen in 120 Anstalten aus allen Teilen des Deutschen



Die Kapuziner mühten in ihren Predigten dem Schnaps- teufel eine Ehrbeige links und eine rechts verfehen.

Reiches angestellten Zählung werden von allen Morden 46 Prozent „im Zustande der Trunkenheit“ verübt. Beim Todschlag beträgt das Verhältnis 63 Prozent, bei der schweren Körperverletzung 74 Prozent, bei der leichten Körperverletzung 63 Prozent, beim Widerstand gegen die Staatsgewalt 76 Prozent, beim Hausfriedensbruch 54 Prozent, bei Verbrechen gegen die Sittlichkeit 77 Prozent. Es ist ferner bekannt,

daß in den meisten civilisirten Staaten der Welt 20—40 Prozent der männlichen Wahnsinnigen nach Urtheil der Irrenärzte ihr furchtbares Schicksal dem Alkohol zu danken haben.“

„So, jetzt wissen wir auch, um auf unsere frühere Unterhaltung zurückzukommen, daß nicht nur der Mangel an Religion schuld ist an der Zunahme der Verbrechen,“ meinte der „aufgeklärte“ Barbier Peter. „Davon reden wir vielleicht ein andermal noch ausführlicher,“ meinte der Hintende, „nur eins will ich noch anführen. In Nordamerika giebt es einige Staaten, in denen die Erzeugung und der Verkauf aller alkoholischen Getränke gesetzlich verboten ist. Und da hat man, nicht wie bei uns eine Zunahme, sondern eine auffallende Abnahme der Verbrechen beobachtet. Wenn der Herr Pfarrer, der da Guer Blättle schreibt, sein ganzes Heil von den Kapuzinern erwartet, so hätte auch ich nichts dagegen, sie ins Land zu lassen, jedoch unter der einen Bedingung: daß sie in jeder ihrer gesalzenen Predigten dem Schnapsteufel ein Ohrfeige links und eine rechts versetzen müßten, und schließlich noch einen Tritt auf den Allerwertesten. Das würde wirken, denn, wie gesagt, das Predigen verstehen sie aus dem ff. Doch es ist spät geworden und nach Hauje ist noch ein weiter Weg.“

„Es ist schon angespannt, Hintender,“ sagte der Löwenwirt, und die Löwenwirtin meinte nachdenklich: „Das mit dem Kaffee will ich mir einmal überlegen, ja, ich glaub', ich probier's einmal.“

„Bravo,“ lachte da der Hintende, „Löwenwirtin, Ihr seid eine geschickte Frau; ich hab' es auch gar nicht anders von Euch erwartet. Dafür schicke ich Euch künftig auch alle Handwerksburschen, die mir in den Weg laufen.“ — „Um Gottes willen nicht,“ sagte die Löwenwirtin erschrocken, „es sind ihrer so schon mehr als genug, die uns heimsuchen. Ich werde ihnen nun Guere Standrede bei der Kaffeetasse wiederholen und ihnen wegen des Schnapsteufels ins Gewissen reden.“

„Ihr bringt sie doch im nächsten Kalender?“ fragten die Stammgäste aus dem Löwen, als der Hintende das Chaisle bestieg. Der Hintende versprach es ihnen noch im Davonsfahren. So, und da ist sie. — —

Wenn einer vergeßlich ist.

Aß der Schrofesbur en arme Ma isch, fällt ha justement nieme sage. Er hett en alt Schwarzwälderhüs und die sinn in viele Stücke kommoder as die neumodische Stalkaserne. Im Summer gänn sie chüehel, im Winter warm, grad wie-n e rächtig Pelzchappe. 's Holz isch eba kei Leiter wie Stai und Ise, es loßt Hitz und Chälte nit dur, blibt vollständig neutral.

Und eso-n e hummlich Hüs hett, wie scho gsait, d'r Schrofesbur, und was au no öbbis wert isch, er isch gar nüt druf schuldig. Und in de Ställe liege siebe Chüeh, vier Stiere, eine schöner as der ander, e

paar Chälbli, zwanzig Schof und zwei netti Kof, e Schimmel und e Chohli, aß me-n au im Stall an Himmel und Höll erinnert isch, wie d'r Schrofesbur sait. In d'r Frau ihrem Departement grunze 12—14 Säu, und en Eber und zwei Moore sorge, aß ihr Gschlecht nit usstirbt oder usg'metzget wird, denn vome selber g'storben isch no selten eini. Aß au d' Hühner nit fehle, verstoht si doch vome selber.



In der Frau ihrem Departement grunzen 12—14 Säu.

Denn zuem Ruble mache, mueß me-n Eier ha, sunst werde sie doch e bizzeli wässrig, und mit de Chräfte, wo sie derno gänn, isch's nit wit her.

D' Schrofesbüri, „wat dem Schrofesbur sine Frau sein thut,“ wie d' Bärliner sage, isch ganz e gattige Person. Sie hett e paar Bäck, wie-n e Pfiser, wenn er bloß; sie isch dick und stämmig und d' Arm sinn eso glatt, aß au d'r g'schickicht Floh usschlipft, wenn er druf gumpft. Sunst isch sie die gueti Stund selber. Wenn sie e Handwerksburscht übernacht hett, git sie em au no e Federechissi unter d'r Chopf, wenn sie en hinter d'r Dse lait. Denn sie meint, der Satz: „Ein gutes Gewissen ist ein gutes Ruhetissen“, sei umg'chehrt au nit so übel. Wenigstens rimt sich's grad so guet. Neben allem dem isch d' Schrofesbüri en eifachi Frau. 's Modischurnal macht ihre kei Chopfweh. Sie hett, wie me's vor allem scho gha hett, immer e Paar eso eifachi Bändelschüehli ohni Absätz, blau Strümpf, e rote Wattunterrock, drei Zoll dick, und obe drüber lit in zierlige Falte-n e grüene, aß d' Hoffnig nit usgohit. Witer obe dunnt e schwarz Tschöbli und e Halsmantel mit fing'stichter Gold-